

Caleb Roehrig
Niemand wird sie finden

Caleb Roehrig

**NIEMAND
WIRD
SIE
FINDEN**

Aus dem Amerikanischen von Heide Horn
und Christa Prummer-Lehmair



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2017

© 2017 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Copyright © 2016 by Caleb Roehrig

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel:

»Last Seen Leaving« bei Feiwel & Friends,
einem Imprint der Macmillan Children's Publishing Group, USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Heide Horn und Christa Prummer-Lehmair

Umschlagkonzeption: semper smile, München
unter Verwendung von Motiven von

© Charlotte Grimm/Trevillion Images
jk · Herstellung: UK

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-570-17334-3

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

*Für Uldis,
für alle Träume, die wahr geworden sind,
und für diejenigen, die es noch werden sollen,*

und

*im Gedenken an meine Großmutter
Helen Copperman (alias die Bücherlady).
Danke, dass du diese Begeisterung in mir geweckt hast.*

In die Dunkelheit gehen sie,
die Klugen und die Liebenswerten.

Edna St. Vincent Millay

IM VORGARTEN MEINES NACHBARN lag eine Leiche. Ausgebreitet vor einer Wacholderhecke, Arme und Beine gummiartig verdreht, wie aus einem vorbeifliegenden Helikopter gefallen, und anstelle des Kopfes ein großer Granitbrocken. Der Gartenhandschuh an der rechten Hand war von der Manschette des Flanellhemds gerutscht und entblößte ein Stück gespenstisch weiße Schaumstofffüllung.

Es war eine Woche vor Halloween und alle in meiner Straße schienen sich bereits darauf einzustimmen. Gegenüber bei den Harrisons säumte eine Reihe Grabsteine den Fußweg zur Haustür, jeder mit einer »witzigen« Inschrift.

HIER RUHT DER MILCHMANN.
ER HATTE SEIN MINDESTHALTBAR-
KEITSDATUM ÜBERSCHRITTEN.

Solche Sachen. Es war ein Spießrutenlauf grauenvoller Scherze, und wenn man ihn überstand, wurde man von Mrs Harrison – verkleidet mit spitzem Hexenhut und einer warzigen Latexnase – mit einem kleinen Schokoriegel be-

lohnt. Als ich das letzte Mal an Halloween von Haus zu Haus gezogen war, vor fast fünf Jahren, hatte ich die Harrisons übersprungen.

Die Straße rauf und runter sah man Gespenster und Skelette, ausgehöhlte Kürbisse und Papiertüten mit Kerzen drin, Fledermäuse und schwarze Katzen. Gummispinnen baumelten von Dachrinnen, Zombiehände ragten aus Gartenbeeten, Büsche waren in künstliche Spinnweben gehüllt, dick wie Polsterwatte. Meine Nachbarn wetteiferten darin, welches Haus das »unheimlichste« war – keiner wollte sich nachsagen lassen, das langweiligste zu haben. Unseres schlug jedoch alle. In diesem Gruselkabinett schauriger Dekoideen war unser Haus an jenem frostigen Oktobernachmittag das einzige, das einem wirklich Angst einjagte.

In unserer Einfahrt parkte nämlich ein Einsatzwagen der Polizei.

»Alter, wie viel mussten deine Eltern hinlegen, um das Ding zu mieten?« Mein bester Freund Micah Feldman stand neben mir auf dem Gehweg vor unserem öden zweistöckigen Haus im Kolonialstil und meinte das offenbar ernst.

»Haben sie nicht, Blödmann«, sagte ich und kickte mein Skateboard hoch – und wenn ich angespannt klang, dann spiegelte das exakt meine Stimmung wider. *Was zum Teufel hatten die Cops bei mir zu Hause zu suchen?*

»Was zum Teufel haben die Cops bei dir zu Hause zu suchen?«

»Woher soll ich das wissen?« Nervös sah ich mich um.

Auf der Straße war es ruhig, bis auf das Laubgeraschel, als der Wind durch das Heer von Bäumen fuhr, das unser Viertel besetzte. Vor ein paar Wochen hatte unsere Straße an ein Postkartenmotiv erinnert, ein herbstliches Bild von Eichen und Ahornbäumen, die in der Mittagssonne in den bunten Farben von Edelsteinen leuchteten. Jetzt waren ihre Äste halb kahl, nur von ein paar braunen, eingerollten Blättern durchsetzt, die sich immer noch weigerten, abzufallen.

»Du glaubst doch nicht ...« Aus Micahs Gesicht wich die Farbe. »Du glaubst doch nicht, sie haben das mit dem Gras rausgekriegt, das du gekauft hast, oder?«

Das du gekauft hast. Nett. »Du hast die Hälfte davon bezahlt, Micah.«

»Klar, aber du warst derjenige, der, du weißt schon, das Geld hingelegt hat.« Mein sogenannter bester Freund wand sich wie eine Schlange. Das sah ihm ähnlich. »Vielleicht hat dich der Typ reingelegt.«

»Es waren höchstens fünfzehn Gramm! Die Cops haben bestimmt Besseres zu tun, als ein paar Kids zu verhaften, die sich Gras für zwei Pfeifen besorgt haben.« Hoffte ich zumindest. »Noch dazu in Ann Arbor.«

»Wenn du das sagst.« Micah zuckte unbehaglich die Schultern und trat dann den Rückzug an. »Ich muss nach Hause. Ruf mich an, wenn sie dich nicht einbuchten, ja?«

»Verpiss dich«, murmelte ich, aber in meinem Nacken begann es zu prickeln und mir brach der Schweiß aus. War die Polizei tatsächlich wegen des Grases hier? Wenn sie den Kerl verhaftet hatten, der es mir verkauft hatte,

hatte er im Austausch für eine mildere Strafe womöglich die Namen seiner Kunden verraten?

Ich schüttelte den Kopf, um wieder auf klare Gedanken zu kommen. Ich war ein Idiot. Der Kerl war der Mitbewohner des Bruders eines Freundes eines Freundes gewesen; er kannte nicht mal meinen richtigen Namen. Trotzdem, wenn die Cops unser Haus nach ... na ja, irgendwas durchsuchten, würden sie schnell auf die kleine Dose Pfefferminzpastillen ganz hinten in meiner Schreibtischschublade stoßen, sie öffnen, die blättrige Substanz nicht als Lutschbonbons identifizieren und mich für ihren Besitz drankriegen. Mein Mund fühlte sich trocken und klebrig an, als ich das Skateboard unter meinen Ellbogen klemmte und zur Tür ging. Wenn die Polizei das Gras noch nicht gefunden hatte, würde ich ihr keine Gelegenheit mehr dazu geben; sobald ich im Haus war, würde ich die Dose holen und das Gras die Toilette hinunterspülen.

Ich kam nicht dazu, meinen Plan auszuführen. Kaum hatte ich einen Fuß in die Diele gesetzt, hörte ich meine Mutter aus dem Wohnzimmer rufen. »Flynn? Bist du das?«

Sie klang ... angestrengt. Nicht verärgert, sondern ängstlich. *War das besser?* Meine Handflächen fühlten sich etwas klamm an. »Äh, ja.«

»Kommst du bitte ins Wohnzimmer?«

Ich warf einen kurzen Blick zur Treppe, die zu meinem Zimmer im ersten Stock führte, und schluckte einen dicken Kloß im Hals hinunter. Das Wohnzimmer befand sich direkt vor mir, und bevor ich so tun konnte, als hätte ich sie nicht gehört, trat meine Mutter auch schon in mein

Blickfeld. Sie stand vor der Schiebetür in den Garten und lächelte mich an, aber es war ein unheimliches, verkniffenes Lächeln, das nicht gerade zu meiner Nervenberuhigung beitrug.

»Ich geh nur kurz hoch in mein Zimmer und bringe mein Zeug ...«, fing ich an, doch sie ließ mich nicht ausreden.

»Das ist jetzt nicht nötig, Schatz. Du kannst deine Sachen hierlassen.«

Schatz. Oh-oh. Meine Mom hatte mich nicht mehr Schatz genannt, seit ... Ich wusste gar nicht mehr, wann sie mich das letzte Mal so genannt hatte. Wie betäubt ließ ich meine Tasche und mein Skateboard fallen, streifte meine Jacke ab und schlurfte ins Wohnzimmer. Aufgrund der Glastür und des riesigen Panoramafensters war es lichtdurchflutet, aber meine Sicht verengte sich zu einem Tunnelblick, bis ich nur noch zwei Dinge wahrnahm: einen Polizisten, der auf Dads Fernsehsessel saß, und eine Polizistin, die am Kamin stand. Der Mann im Sessel hatte schütteres, rotblondes Haar und eine Knollennase; die Frau am Kamin war jünger, vielleicht Mitte zwanzig, und schwarz. Ihre Augen schienen mich zu durchbohren und bis zu dem in meinem Zimmer versteckten Marihuana zu sehen. Beide trugen schwere Waffengürtel mit Pistolen in einem Holster.

Wieder schluckte ich und versuchte zu überspielen, dass ich mir vor Angst fast in die Hosen machte.

»Warum setzt du dich nicht, mein Junge?«, sagte der Polizist, aber es klang eher nach einer Anordnung als nach

einem Vorschlag. Mom umrundete das Sofa, wobei sie mich keine Sekunde aus den Augen ließ, und setzte sich zuerst. Dann klopfte sie neben sich auf das Kissen, als wäre ich ein Terrier oder so. Gehorsam folgte ich ihrem stummen Befehl, und sobald ich Platz genommen hatte, sagte der Mann: »Ich bin Detective Wilkerson und das ist Detective Moses. Wir müssen dir nur ein paar Fragen stellen.« Er schenkte mir ein Lächeln, das irgendwo zwischen »guter Onkel« und »verarsch mich nicht« lag, und mein Magen begann zu gurgeln. »Das mag dir jetzt albern erscheinen, aber da es sich um einen offiziellen Besuch handelt, muss ich mich vergewissern, dass du Flynn Doherty bist. Ist das korrekt?«

»Ja, Sir«, antwortete ich automatisch. Meine Stimme klang, als käme sie aus einem anderen Zimmer. *Sir?* Ich redete sonst nie jemanden mit »Sir« an.

»Deine Mutter hat uns erzählt, dass du im zweiten Jahr an der Riverside bist.«

»Äh ... ja?«

Wilkerson grinste. »Mein Junge fängt nächstes Jahr dort an. Er ist Ringer, aber ich hoffe, ich kann ihn dazu überreden, es mit Football zu versuchen. Ihr habt dieses Jahr eine ziemlich gute Mannschaft, stimmt's?«

»Klar«, sagte ich beflissen. Ich wusste einen Scheiß über Football und noch weniger darüber, wie unsere Mannschaft war. Ich bin ein schwächtiger Typ, kleiner und dünner als die meisten in meinem Alter, und Fünfzehnjährige, die gerade mal fünfundfünfzig Kilo auf die Waage bringen, eignen sich nicht gerade als Spitzenathleten bei

Kontaktsportarten. Mir war schon in der dritten Klasse klar geworden, dass ich auf diesem Gebiet niemals Pokale gewinnen würde, und seitdem war jede Sportstunde ein einziges Martyrium für mich. Kerle nehmen Sport unglaublich wichtig, und als man mir bei einem Fußballspiel in der Mittelstufe innerhalb von zwanzig Minuten sechs oder sieben Mal von der Seite in die Beine grätschte, erkannte ich, dass ich meine Energie besser anderswo investieren sollte.

Ein beklommenes Schweigen breitete sich aus, während mich Wilkerson und Moses musterten. Wenn sie irgendein Geständnis von mir erwarteten, musste ich sie enttäuschen. Der ältere Polizist räusperte sich. »Mein Junge, January McConville ist deine Freundin, nicht wahr?«

Ich hatte mit allem gerechnet, nur nicht damit. Jetzt nahm Mom meine Hand und drückte sie so fest, als wollte sie den Granitbrocken im Garten unseres Nachbarn pulverisieren, und das war der erste Hinweis, dass es hier um etwas sehr viel Ernsteres ging als ein paar Gramm Gras. Ich leckte mir die Lippen und fragte: »Warum? Was ist passiert?«

»Beantworte bitte einfach meine Frage.«

Mom fixierte mich immer noch, Besorgnis im Blick, und ich beschloss, die Dinge nicht unnötig zu komplizieren. »Ja. Äh, ja, Sir. Warum?«

»Wann hast du sie zum letzten Mal gesehen, mein Junge?«

Ich starrte ihn verständnislos an. »Letzten Freitag. Warum?«

Wilkerson und Moses wechselten einen Blick. »Letzten Freitag. Bist du sicher?«

»Ja, ich weiß, wie man einen Kalender benutzt«, platzte ich heraus, bevor ich mich zurückhalten konnte. »Warum fragen Sie mich nach January? Was ist passiert?«

Wilkerson tat, als hätte ich nichts gesagt, und fragte mit seiner onkelhaft/knallharten Miene: »Du hast sie nicht zufällig am Dienstagabend getroffen?«

»Er hat Ihnen gerade gesagt, dass er sie seit Freitag nicht mehr gesehen hat«, warf meine Mutter scharf ein. Wenn sie diesen Ton annahm, versetzte sie Männer normalerweise in Angst und Schrecken – einmal hatte sie ihn bei meinem sadistischen Klassenlehrer angewandt, woraufhin er drei Tadel wegen Zuspätkommens rückwirkend strich – aber Wilkerson verzog keine Miene.

»Ich hätte gerne, dass er darauf antwortet, Ma'am.« Der gute Onkel war jetzt endgültig zum knallharten Typen mutiert. »Bist du sicher, dass du sie am Dienstagabend nicht getroffen hast?«

»Natürlich bin ich sicher«, beharrte ich. Ich bekam Herzklopfen und in meinem Bauch machte sich ein kaltes Gefühl breit. »Am Dienstagabend war ich hier und habe einen bescheuerten Geschichtsaufsatz geschrieben. Ich habe January das letzte Mal am Freitag gesehen. Wie ich bereits gesagt habe.«

Wilkerson verzog den Mund. »Wie hat sie auf dich gewirkt?«

»Häh?«

»War sie durcheinander? Wütend?« Wilkerson zog mit

einer Hand Kreise in der Luft. »Worüber habt ihr euch unterhalten?«

Ich dachte an den Freitagabend zurück – Januarys Atemwolke zwischen uns, ihre Hände, die an meiner Jeans herumfummelten, die Tränen, die in ihren Augen glänzten – und rutschte auf dem Sofa herum. Mom beobachtete mich wie ein Tier im Zoo, und ich spürte, wie sich mein Brustkorb zusammenschnürte. »Keine Ahnung. Über nichts Besonderes.«

Bestimmt sahen sie die Schweißperlen an meinen Schläfen. Was für ein Albtraum. Warum löcherten sie mich über den Freitagabend, während Mom dabeisaß?

»Geht es ein bisschen genauer?«

Es war wie nach vorne gerufen zu werden, um ein Referat zu halten, das man nicht vorbereitet hatte. Ich faselte los, redete wahllos Zeug, das mir durch den Kopf schoss, und eierte verzweifelt um die Wahrheit herum. Mir ging es nicht darum, die Cops absichtlich zu täuschen – nicht wenn etwas Schlimmes passiert war –, aber sie weigerten sich zu sagen, was eigentlich los war, und da wollte ich mich auch nicht einfach so in gerade diese Ecke drängen lassen. »Wir haben uns den Sternenhimmel angesehen. January steht total auf so was, und es war eine ziemlich klare Nacht, deshalb sind wir rausgegangen und ... na ja, haben uns eine Weile die Sterne angeguckt. Und wir haben uns darüber unterhalten, was wir nach dem Abschluss machen wollen, und wir haben über ihr großes, schickes neues Haus und ihre große, schicke neue Schule geredet und ... das war's mehr oder weniger.«

Das klang selbst für meine Ohren jämmerlich, und ich merkte, dass mir die Cops nicht glaubten. Wilkerson fragte mich mit zweifelndem Blick: »Wirkte sie deprimiert oder besorgt auf dich? Hat sie sich irgendwie ungewöhnlich verhalten?«

Wieder sah ich Januarys verzerrte Miene im fahlen Schein des Mondlichts vor mir, ihre bitteren Tränen, die silberne Spuren auf ihren Wangen hinterließen, und schämte mich. »Eigentlich nicht.«

Wilkerson runzelte die Stirn, und Detective Moses kniff die Augen ein bisschen zusammen, als würde sie sich vorstellen, wie sie mir Handschellen anlegte. Dann ergriff sie zum ersten Mal das Wort. »Sie ist deine Freundin und du hast sie fast eine Woche lang nicht gesehen?« Heute war Donnerstag, rein rechnerisch hatte sie also recht. »Nicht mal am Wochenende? Nicht am Dienstagabend?«

»Warum fragen Sie mich die ganz Zeit nach Dienstag?« Meine Stimme stieg in die obere Tonlage, ich konnte nichts dagegen tun, sie entzog sich meiner Kontrolle wie eine Katze, die auf einen Baum entwischt. »Warum fragen Sie mich die ganze Zeit nach January? Was ist passiert?«

Es machte mich kirre, dass die Polizisten erneut einen Blick wechselten, und schließlich sagte Wilkerson: »January McConville wird vermisst, mein Junge. Sie ist am Dienstagabend nicht von der Schule nach Hause gekommen, und niemand hat seitdem etwas von ihr gehört oder gesehen.« Er musterte mich einen Augenblick, als würde er eine Reaktion von mir erwarten, aber ich starrte nur in stummem Staunen zurück, bis er noch nachschob:

»Jetzt verstehst du vermutlich, warum wir genau wissen wollen, worüber ihr bei eurer letzten Begegnung gesprochen habt.«

Ich sah von dem besorgten Gesicht meiner Mom zu der geschäftsmäßigen Miene der Cops und schluckte schwer.
Oh, Scheiße.

2

ZWEI WOCHEN VOR HALLOWEEN und es war Vollmond, eine elfenbeinweiße Scheibe stand am Himmel, die so hell strahlte, dass Straßenlampen überflüssig waren, so hell, dass ich einen Schatten auf Januarys blonde, über ihren Rücken wallende Mähne warf, während sie leise vor mir durch das hohe Gras stapfte. Ein paar kleine, fedrige Wolken schwebten am Rand des Nachthimmels, und die Wiesen, die sich vor uns erstreckten, zeichneten sich als gestochen scharfes, bläuliches Relief ab. Es war eine ungewöhnlich kalte Nacht, und wir sahen unsere Atemwolken, weiße Schemen, die sich vor unseren Augen auflösten.

Ich hatte seit Tagen nichts von ihr gehört – kein Anruf, keine Nachricht, nichts –, und dann schrieb sie urplötzlich und bat mich, zu ihr zu kommen. Kaum war ich da, sagte sie zu ihrer Mom und ihrem Stiefvater, wir würden zum Sternegucken gehen und spät nach Hause kommen. »Ihr braucht nicht aufzubleiben, bis ich zurück bin«, sagte sie sarkastisch. Sie wusste, dass sie ihr wahrscheinlich gar nicht zuhörten.

Seitdem ihre Mutter Jonathan Walker geheiratet hatte, einen stinkreichen Landespolitiker mit höheren politischen

Ambitionen, war January immer pessimistischer in Bezug auf ihre eigenen Lebensaussichten geworden, was einen gewissen Widerspruch darstellte. Sie zog aus einer winzigen Mietwohnung in das größte Haus, das ich jemals gesehen hatte – es hätte ein Hotel sein können –, und hasste es. Es war ein »Anwesen« im ausgedehnten und überwiegend ländlich geprägten Superior Charter Township nordöstlich von Ann Arbor und erstreckte sich über eine größere Fläche als mein ganzes Viertel, und sie meckerte, weil es so weit entfernt lag. Ihr Zimmer war riesig – ihr Bett war riesig –, und zum sechzehnten Geburtstag hatte man ihr schon ein Cabrio versprochen.

Trotzdem beklagte sie sich. »Mom und ich hatten früher ein super Verhältnis, weißt du? Wir konnten uns richtig gut unterhalten. Jetzt läuft von morgens bis abends die ›Tammy und Jonathan Walker Show«, und ich bin die Teenager-Tochter, die von der Hauptdarstellerin zu einer Gastrolle degradiert wurde, weil sie nicht mehr gebraucht wird. Mom ist immer auf seiner Seite, sie klingt kaum noch wie sie selbst!«

January hatte ja recht. Ich sah es mit eigenen Augen. Als ich sie im Freshman-Jahr an der Highschool kennengelernt hatte, fing ihre Mom gerade an, mit Walker auszugehen, und January war überzeugt, dass es nicht halten würde. Tammy schlug sich als alleinerziehende Office-Managerin durch und Walker war einer der reichsten Männer von Michigan; sie hatten nichts gemeinsam. Aber dann konnte ich zusehen, wie Januarys Mom sich das mattbraune Haar platinblond färbte, wie sie nicht mehr im Billig-, sondern im Luxuskaufhaus shoppte, und wie aus »Tammy« »Mrs Walker«

wurde. Mr Walker hatte ihr, wie ein Kind seiner Puppe, eine neue Identität verpasst und seine neue Freundin/Verlobte/Ehefrau war ein bereitwilliges und kooperatives Typveränderungsobjekt gewesen. January hingegen hatte sich beharrlich gegen den Eindringling zur Wehr gesetzt und war immer verbörter und kratzbürstiger geworden, bis ihre Mom und ihr Stiefvater es irgendwann aufgaben.

Sie hatte immer noch keinen Ton gesagt, als wir den kleinen Bach erreichten, der die rückwärtige Grenze des Walker-Anwesens markierte. Dahinter ragte eine Gruppe schwarzer Bäume auf zu den schleierartigen Zirruswolken, die wie Wattefetzen über unseren Köpfen schwebten. Linker Hand hinter den Bäumen lag eine hügelige Wiese, wo January gerne die Sterne beobachtete, weit genug von jeglicher Behausung entfernt, dass man sich einbilden konnte, man wäre ganz allein auf der Welt. Aber da wollte sie nicht hin, sondern wandte sich stattdessen nach rechts.

Wir sprangen über den Bach, bahnten uns einen Weg durch ein Kiefernwäldchen und traten hinaus ins Mondlicht, nur wenige Meter von einer Scheune entfernt, die nicht mehr benutzt wurde. Es war ein verlassenes, moderndes Wrack von einem Gebäude, die Bretter waren uralte und verbogen, das Dach hing an mehreren Stellen gefährlich durch, und um das Fundament herum wuchsen Grasbüschel. Ohne ein Wort steuerte January auf das breite Tor zu, dessen Riegel längst verrostet war.

»Äh, ich dachte, wir schauen uns die Sterne an«, sagte ich unsicher.

»Machen wir auch«, antwortete sie, und ihr Atem wurde

vor meinen Augen zu Dampfwolken. »Ich möchte nur zuvor hier rein.«

»Warum?« Ich blieb stehen und bäugte nervös das Gebäude. Mir machte weniger seine Baufälligkeit Sorgen als das, was dieser unangekündigte Aufenthalt bedeuten mochte.

»Weil es kalt ist«, sagte January einfach und schob einen Torflügel auf, dessen uralte Angeln unheimlich quietschten, »und weil ich es will.«

»Warum?«, fragte ich noch einmal, aber sie ignorierte mich. Ohne abzuwarten, ob ich ihr folgte, trat sie durch den schwarzen Schlund des Eingangs und wurde von der Dunkelheit verschluckt. Typisch January. Sie wusste, dass ich ihr folgen würde; ich hatte keine andere Wahl. Wo sollte ich sonst hin?

Ich stieß einen genernten Seufzer aus und trottete gehorsam hinter ihr her.

Innen war es auch nicht anheimelnder als draußen, besonders nachts. Zu beiden Seiten eines Mittelgangs lagen unheimlich wirkende Boxen mit uraltem Stroh, eine dicke Staubschicht bedeckte jede sichtbare Oberfläche, und die scharfkantigen, verrosteten Überreste von landwirtschaftlichen Geräten, die zu kaputt waren, um weiterverwendet oder verkauft zu werden, hingen an den Wänden wie ein primitives Waffenarsenal. Ich war natürlich schon mal hier drin gewesen; kurz nachdem January die Scheune entdeckt hatte, hatte sie sie zu ihrer Festung der Einsamkeit gemacht, einem Ort, wo sie der »Tammy und Jonathan Walker Show« entkommen konnte. Dabei hätte sie doch nur ans andere Ende dieses Palasts von einem Zuhause zu laufen brauchen und wäre genauso isoliert gewesen.

Im hinteren Bereich der Scheune stand eine Leiter, die auf den Heuboden führte, und im trüben Licht sah ich, dass January schon halb oben war, die Sprossen knarrten protestierend unter ihren Füßen. Frustriert rief ich: »Sagst du mir jetzt endlich, was wir in diesem gruseligen Dreckloch wollen?«

Sie gab keine Antwort. Sie verschwand aus meinem Blickfeld, und dann hörte ich, wie sie über meinem Kopf mit scharrenden Schritten durch Schmutz und Stroh ging, es polterte und knackte, bis sie am vorderen Ende stehen blieb. Einen Augenblick später stieg ich ebenfalls die Leiter hoch. Ich fand sie in ein kleines Heunest vor einem offenen Fenster gekuschelt, das auf die Wiese und die Bäume blickte, daneben stand ein Stapel Kisten an der Wand. Der helle Mondschein ließ ihre hellblonden Haare wie einen Heiligenschein aus Platin schimmern.

»Setz dich ein bisschen zu mir, ja?« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Mir ist kalt.«

Ich war immer noch verärgert, aber sie klang... irgendwie zerbrechlich. Das passte so gar nicht zu ihr, war total untypisch für das Mädchen, das sich sonst immer so tough und absolut unsentimental gab, sodass ich mein Misstrauen bezüglich ihrer Beweggründe vergaß. Ich durchquerte den Raum, wich einer schadhafte Stelle im Boden aus und setzte mich neben sie. Sie zitterte, deshalb schlug ich meinen Mantel auf und sie kuschelte sich in meinen Schoß, dann zog ich den Mantel um uns beide. Wir schwiegen eine Weile, sahen aus dem Fenster in einen Himmel, der von unzähligen Sternen in ein pointillistisches Meisterwerk verwandelt worden

war; der Mond strahlte wie ein Scheinwerfer durch den transparenten, kaum vorhandenen Wolkenschleier.

»Das ist schön«, sagte January schließlich. Sie sah mich an, das Licht warf einen eisigen Reflex auf die blaue Iris eines ihrer Augen. »Ich habe dich vermisst, Flynn. Es kommt mir vor ... als würden wir uns gar nicht mehr sehen.«

»Tun wir auch nicht«, antwortete ich freimütig. Es klang grob, deshalb schob ich noch nach: »Ich meine, wir gehen jetzt auf verschiedene Schulen, du hast jeden Tag Theater-AG, arbeitest jedes Wochenende ...«

»Es ist nicht nur das. Ich habe das Gefühl, als ...« Sie verstummte abrupt und wechselte die Gesprächsrichtung. »Ich vermisse dich«, sagte sie noch einmal. »Ich will, dass wir wieder glücklich werden, so wie früher.«

»Sind wir denn nicht glücklich?«, hakte ich vorsichtig nach. »Oder bist du nicht glücklich?«

»Du weißt, dass ich nicht glücklich bin. Jetzt nicht mehr.« Die altbekannte Bitterkeit lag in ihrer Stimme, ein galliger Ton, den ich förmlich schmecken konnte. »Ich hasse es so dermaßen hier. Ich hasse Jonathan, ich hasse die Dumas, ich hasse meine verdammte Robotermom ... ich hasse es, dass du und Micah und Tiana und alle anderen weiterleben wie bisher und Spaß haben, während ich hier draußen in Narnia festsitze, mit meiner nagelneuen Wachsfigurenfamilie, und keinen schert es einen Dreck.«

»Mich schon«, versicherte ich ihr mechanisch.

Sie schwieg nur einen kurzen Moment. »Erzähl mir von Kalifornien, ja?«

Das war eines unserer kleinen Spiele. Wir hatten es schon

gespielt, bevor wir ein Paar wurden, aber wir konnten beide nicht genug davon kriegen. Sie legte den Kopf auf meine Schulter und ich betrachtete durch das Fenster den Mond. »Nach der Schule gehen wir beide nach Kalifornien. Ich studiere Englisch an der UCLA, aber nur bis ich weiß, was ich wirklich will; deine Eltern werden dich zwingen, dich für Stanford zu bewerben, und wahrscheinlich werden sie dich dort auch nehmen, aber du fängst stattdessen an der Caltech an, nur um es ihnen zu zeigen. Du machst deinen Abschluss in Astrologie ...«

»Astronomie«, verbesserte sie mich, und ich hörte das Lächeln in ihrer Stimme.

»Ist doch dasselbe«, neckte ich sie. »Jedes Wochenende gehen wir auf Partys, abwechselnd bei deinen und meinen Freunden, aber du wirst ziemlich bald in eine Studentinnenverbindung eintreten ...«

»Du Scheißkerl!« Sie lachte, und ich merkte, dass ich sie zum ersten Mal seit Wochen lachen hörte.

»... und ich werde mich mit all den Hipstern von der Filmakademie anfreunden, und sie werden mich dazu bringen, fair gehandelten Biokaffee zu trinken und über das Establishment herzuziehen. Deine Freundinnen von der Studentinnenverbindung werden mich nicht mögen, und meine Hipsterfreunde werden dich nicht mögen, und keiner wird verstehen, wie aus uns überhaupt ein Paar werden konnte ...«

»... aber wir werden jeden Samstagnachmittag an den Strand gehen, jeden Freitagabend zum Sunset Strip und jeden Sonntag in ein anderes trendiges Café-Schrägstrich-

Bar-Schrägstrich-Restaurant, und all unsere ach so coolen Freunde würden für ihr Leben gern mit diesen fantastischen Kids aus Michigan tauschen«, beendete sie kichernd, aber ihre Stimme war leise. »Ich möchte wirklich, dass es so wird.«

»Ich auch.«

Sie drehte sich wieder zu mir, streckte mir ihr Gesicht entgegen und dann küsste sie mich. Ihre Lippen schmeckten nach Vanille-Lipgloss und Spiced Rum, und ich war überrascht, dass ich den Alkohol nicht schon vorher gerochen hatte. Der Kuss wurde im Handumdrehen richtig intensiv, ihre Zunge glitt zwischen meine Zähne, ihr Mund presste sich mit unmissverständlicher Bestimmtheit gegen meinen. Ihre rechte Hand fuhr unter meinen Pullover, strich über meinen Bauch und meine Brust, und ich zuckte zurück.

»Was ist?«, fragte sie, und dabei wanderte ihr vom Mondschein beleuchtetes Auge prüfend über mein Gesicht. »Was hast du?«

»Es ist nur – deine Hand ist eiskalt!«, sagte ich mit einem unsicheren Lächeln.

»Die wird schon wärmer«, versprach sie und drängte sich wieder an mich, küsste mich heftiger und schob nun auch die linke Hand unter meinen Pullover. Ihre Finger umfassten meine Bauchmuskeln, brannten eisig auf meiner Haut und rutschten dann zum Bund meiner Jeans hinunter. Bevor ich merkte, was sie tat, hatte sie auch schon den Hosenknopf geöffnet, und ich stieß sie zurück.

»Warte«, sagte ich leicht panisch.

»Es ist Zeit«, sagte sie keuchend, ihre Hände entwandten sich wie Aale meinem Griff, und wieder fasste sie nach mei-

nem Schritt. »Der Zeitpunkt passt endlich, und ich will... ich will, dass du der Erste bist. Ich will dich.«

Sie knetete mich, zog an meiner Jeans, und ich hätte es genießen sollen – ich wollte es wirklich genießen –, aber die Panik war in meinem Kopf zu einer heulenden Tornadosirene angewachsen, und ich stieß sie erneut von mir. »Stopp! Hör auf!«

»Warum?« Ihre Stimme klang ausdruckslos und fast angriffslustig. »Was hast du?«

»Ich bin noch nicht so weit«, rief ich, richtete meine Hose und schloss den Knopf so sorgfältig wie den Türriegel an einem Luftschutzbunker. »Wir haben das doch besprochen! Ich... Es ist noch zu früh, und es soll – es soll... etwas Besonderes sein.«

Etwas Blöderes hätte ich nicht sagen können, und das entging auch meiner Freundin nicht. Sie zog sich von mir zurück, ihr Gesicht verschmolz mit der Tintenschwärze des Heubodens. Mit ätzender Schärfe zischte sie: »Und ich bin wohl nicht besonders genug für dich, Flynn?«

»So habe ich es nicht gemeint, das weißt du genau«, blaffte ich. Meine Nervosität raubte mir jeden Sinn und Verstand.

»Wir sind seit vier Monaten zusammen. Du solltest es wollen.«

»Und du solltest froh sein, dass ich deinen Körper respektiere und so weiter.«

»Ist es das?« Ihre Stimme klang total hohl. »Ist es das, wovon es wirklich geht?«

Mein erster Impuls war zu sagen: Wovon redest du? Aber ich wusste es ganz genau und wollte nicht, dass sie es

aussprach. Ich hätte alles dafür getan zu verhindern, dass sie es aussprach. Eiskalter Schweiß lief mir den Rücken hinunter, als ich erwiderte: »Tut mir leid, dass ich nicht sex-besessen genug für dich bin. Vielleicht bin ich einfach zu alt-modisch.«

»Dann bin ich wohl eine richtige Schlampe.«

»Das habe ich nicht gesagt!« Ich ließ mich von ihr auf die Palme bringen, weil es sicherer war, wütend zu sein. Ein objektiver Zuhörer hätte mich für verrückt gehalten, aber ich wollte, dass der Zorn meine Schuldgefühle, meine Scham und meine Vernunft überlagerte; ich ließ ihn die Kontrolle übernehmen. »Leg mir keine Worte in den Mund, nur weil ich noch nicht bereit bin, Sex zu haben!«

January schwieg einen Augenblick. »Hast du Angst, dass ich enttäuscht sein werde?«

»Häh?«

»Wegen der Größe von deinem ... du weißt schon.«

»Es gibt nichts Enttäuschendes an meiner ... Größe«, rief ich. Wie schonend sie es vorgebracht hatte, als würde sie wirklich glauben, dass ich einen mickrigen Schwanz hatte, kränkte und schockierte mich. Der Punkt war nur, es hatte auch was von Schikane, als wollte sie es mich büßen lassen, dass ich nicht in einer Spukscheune Sex mit ihr haben wollte, oder mich dazu bringen, mein Ding rauszuholen, damit ich meine Männlichkeit unter Beweis stellte.

»Es ist nur ... Kaz hat gesagt, ihr Jungs macht euch um solche Sachen Sorgen, und dass du vielleicht ...«

Meine Wut schwoll zu einem Gewittersturm an, als ich sie unterbrach. »Warum zum Teufel quatscht du mit dem ver-

fluchten Kaz über meinen Schwanz? Warum redest du überhaupt mit dem über uns? Ich rede auch nicht hinter deinem Rücken über dich!»

Da beugte sie sich vor, zurück in den Lichtschein des Mondes, und zu meiner Überraschung schimmerten in ihren Augen und auf ihren Wangen Tränen. Ihre Miene war schmerzerfüllt und in der blau-weißen Beleuchtung sah sie aus wie die Marmorstatue einer Heiligen. »Können wir aufhören zu streiten? Bitte. So hatte ich mir den heutigen Abend nicht vorgestellt.«

»Tja, dein Pech. Hast es wohl verkackt.« Das war nicht sehr beherrscht, das merkte ich selbst. Ich benahm mich wie ein Arsch, aber das war mir egal. Ich wollte nur noch, dass das hier vorbei war.

Januarys Marmorgesicht wurde noch einen Tick härter, ich konnte zusehen, wie sich ihr Kummer in Groll verwandelte, wie Milch, die vor meinen Augen stockte. »Weißt du was? Ich habe es satt so zu tun, als wüssten wir nicht beide, warum du jedes Mal, wenn ich dich anfasse, ausflippst.«

»Vielleicht weil du immer solche Sachen sagst.«

In ihrem hasserfüllten Blick lag Entschlossenheit. »Ich habe es allmählich satt, dass du mir ständig das Gefühl gibst, es läge an mir, es wäre meine Schuld. Es lag nie an mir. Es lag an dir.«

»Ich hab keine Ahnung, wovon du redest.« Ich zog meinen Mantel ein bisschen enger um mich. »Du hast keine Ahnung, wovon du redest.«

»Wenn du schon mir gegenüber nicht ehrlich sein willst, dann sei wenigstens dir selbst gegenüber ehrlich.«

»Danke für den Rat, Doktor Sommer. Ich werde darüber nachdenken.«

Sie starrte mich einen oder zwei Augenblicke an, dann zischte sie: »Verdammte Scheiße! Ich habe keine Lust mehr, Händchen mit dir zu halten und darauf zu warten, dass du dich irgendwann selbst magst, Flynn! Ich bin auch noch da – es geht nicht nur um dich.« Wieder zog sie sich zurück in die Dunkelheit, und ich hörte, wie sie aufstand. »Mir reicht's. Ich hätte dich nicht anrufen sollen. Es war ein Fehler.« Ihre Stimme wurde zu einem Flüstern und versagte dann, und ich merkte, dass sie wieder weinte. »Es war alles ein großer Fehler.«

Ich rutschte unruhig auf meinem Platz herum, auf einmal fror ich auf dem Heubett im Mondlicht. »January...«

»Ich werde nicht mehr dein Rettungsanker oder dein Alibi oder dein Problem sein«, giftete sie auf einmal. »Entweder gibst du die Wahrheit zu oder du suchst dir jemand anderen, hinter dem du dich verstecken kannst, ich hab nämlich die Nase voll!«

Ihre Schritte polterten über den dunklen Heuboden, dann stieg sie die Leiter hinunter und durchquerte die Scheune unter mir. Ich hörte, wie sich das Tor quietschend öffnete, und erhaschte einen Blick auf ihr leuchtend blondes Haar, als sie zurück zu den Bäumen und Richtung Wiese lief.

Es war das letzte Mal, dass ich sie sah. Es waren die letzten Worte, die sie zu mir sagte.

3

MIR WAR SONNENKLAR, dass ich Wilkerson und Moses nichts von alldem erzählen konnte, schon gar nicht vor meiner Mutter. *Also, wir hatten einen Riesenstreit, weil sie Sex haben wollte und ich nicht, weil... weil...* Beim bloßen Gedanken daran durchzuckte mich ein Angstschauer, in meinem Kopf rauschte es und mir drehte sich der Magen um, also erklärte ich möglichst beiläufig: »Wir haben Schluss gemacht.«

Moses blieb ungerührt, Wilkerson schob nachdenklich das Kinn vor und meine Mutter sah mich total perplex an. »Ihr habt euch getrennt? Warum hast du uns das nicht erzählt?«

»Darum«, sagte ich und hätte trotz der Umstände am liebsten die Augen verdreht. Meine Mom tat so, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, dass ich sie über meine Beziehungen stets auf dem Laufenden hielt. Nichts konnte eine Trennung noch unangenehmer machen, als sie anschließend mit meinen Eltern noch einmal durchkauen zu müssen, so eine Art Spielanalyse für die ganze Familie. »Es war kein großes Ding. Ist einfach passiert.«

»Habt ihr euch gestritten?«, fragte Wilkerson, als ginge ihn das etwas an. Die drei Erwachsenen starrten mich so erwartungsvoll an, dass ich fast lachen musste.

Stattdessen log ich sie an, mit ausgetrocknetem Mund. »Nein. Wie gesagt, es ist irgendwie einfach passiert. Ich meine, wir sehen uns kaum noch, und wir stellten wohl beide fest, dass es nicht funktionierte.«

»Es war also gegenseitig.« Moses klang, als wollte sie einen durchgeknallten Verschwörungstheoretiker bei Laune halten. *Es waren also Aliens, hmm? Interessanter Punkt.*

»Ja, irgendwie schon.« Ich war nervös, und meine Körpertemperatur schoss um ungefähr eine Million Grad nach oben, bis ich glaubte, ich würde gleich in Flammen aufgehen.

Mom rettete mich. »Ist es denn so wichtig, wer mit wem Schluss gemacht hat?«

»Wir möchten uns nur ein Bild von ihrem Gemütszustand machen«, erklärte Wilkerson beschwichtigend, dann wandte er sich wieder im Guter-Onkel-Modus an mich. »Wenn du mit ihr Schluss gemacht hast und sie es schlecht aufnahm ... könnte das aufschlussreich sein.«

Ich brauchte eine halbe Sekunde, bis ich das verarbeitet hatte. »Sie glauben also ... Sie glauben, sie hat sich vielleicht ... was angetan?«

Es trat eine unangenehme, schreckliche Stille ein, bis Moses sich einschaltete, sie klang freundlicher, als ich es für möglich gehalten hätte. »Nicht unbedingt – wir wollen bloß nichts ausschließen, bis wir sämtliche Informationen haben. War sie wegen der Trennung aufgewühlt?«

Ich dachte an Januarys Tränen, ihre wütenden unterschwelligten Vorwürfe, und musste schlucken, bevor ich weitersprechen konnte. Meine Zunge fühlte sich an, als hätte ich einen Klumpen Sand im Mund. »Ein bisschen vielleicht. Aber sie hätte sich doch wegen mir nicht *umgebracht*.«

Das zumindest stimmte, da war ich mir ganz sicher. Unsere Beziehung war eng gewesen – schon bevor wir ein Paar wurden, waren wir ungefähr einen Monat lang unzertrennlich –, aber wir waren noch gar nicht ganz im siebten Liebeshimmel angekommen, da entfernten wir uns bereits wieder voneinander; und an dem bewussten Freitag in der Scheune war sie zwar ziemlich emotional geworden, aber auch nicht gerade am Boden zerstört gewesen. Immerhin hatte *sie mich* fallen gelassen! Wenn es das wirklich gewesen war. »*Mir reicht's*« klang ziemlich endgültig, andererseits hatte sie nicht mal ihren Beziehungsstatus auf Facebook geändert.

»Unsere Ermittlungen haben ergeben, dass sie zu Hause Probleme hatte«, fuhr Wilkerson vorsichtig fort. »Hat sie dir das zufällig anvertraut?«

Bei *zu Hause Probleme* zog meine Mom scharf Luft durch die Nase ein und ich sagte schnell: »Nur das Übliche. Sie war sauer, weil ihre Eltern sie gezwungen hatten, die Riverside zu verlassen und zur Dumas zu gehen, und es gab Streit deswegen. Außerdem mag sie ihren Stiefvater nicht besonders, und ihr Stiefbruder ist ein Junkie und ein Arschl-, äh, ein Idiot, aber es ist nicht so, dass ... Ich meine, es gab nie Gewalt oder so.«

»In welcher Hinsicht ist er ein Arschloch?«, fragte Moses mit todernter Miene.

»Keine Ahnung. In ganz normaler Hinsicht?« Tatsächlich hatte Anson Walker, was seinen Arschloch-Status betraf, sozusagen den schwarzen Gürtel, er war in so vieler Hinsicht eine Missgeburt, dass es fast das menschliche Fassungsvermögen überstieg. Seine Schandtaten hatten es ein paarmal in die Nachrichten geschafft – einmal hatte er sich mit einem Parkwächter geprügelt und ein andermal hatte er bei jemandem, der es gewagt hatte, ihn wie einen normalen Menschen zu behandeln, den »*Wissen Sie eigentlich, wer mein Dad ist?*«-Trumpf ausgespielt – aber er war versiert darin, sich vor der Kamera zu präsentieren, und das Geld seines Vaters machte aus seinen Straftaten oft »Jugendsünden«. Richtig schlimm benahm er sich hinter verschlossenen Türen, wenn er sicher sein konnte, nicht erwischt zu werden. »Er hat ein Problem mit seiner Einstellung. Er ist neunzehn und studiert nicht, sitzt nur den ganzen Tag in seinem Zimmer, spielt *Call of Duty* und raucht Gra-« Ich biss mir auf die Zunge. »Äh, Zigaretten.«

»Okay«, sagte Wilkerson, den Faden aufnehmend, »January war also zu Hause unglücklich. Und in der Schule? Du sagst, sie war nicht gerade begeistert, auf die Dumas wechseln zu müssen?«

»Nicht wirklich.« Die Dumas Academy war die exklusivste Privatschule der Gegend, die nur die superreichen Kids aufnahm. Die January McConville, die ich im Freshman-Jahr an der Highschool kennengelernt hatte, wäre bei der Vorstellung, dass sie eines Tages diese Eliteschule

besuchen würde, in hysterisches Gelächter ausgebrochen, aber nach Tammys Hochzeit mit Jonathan Walker hatten die beiden über Januarys Kopf hinweg entschieden, sie im nächsten Schuljahr in eine anspruchsvollere Bildungseinrichtung zu stecken. Es war ein erbitterter Kampf. Für January waren die Kids an der Dumas verwöhnte Poser, die sich benahmten, als hätten sie sich zu viele Wiederholungen von *Gossip Girl* angesehen, und sie hatte nicht vor, ihre Freunde von der Riverside einfach so aufzugeben, auch wenn sich die Dumas Academy noch so gut in ihrem Lebenslauf machen würde.

»Eins steht doch fest«, hatte mir January eines Abends, als die Schlacht noch im Gange war, bei einem Kaffee bei Starbucks wütend erklärt. »Die beiden interessieren sich nicht im Geringsten für meine Bildung, meine College-Aussichten oder sonst was in der Art. Mein heiß geliebter Stiefvater möchte ein Scheiß-Senator, ein ganz großes Tier werden, und deshalb muss ich auf die nobelste Schule der Stadt gehen, damit wir alle in sein Schema passen. Perfektes Haus, perfekte Ehefrau, perfekte Stieftochter!«

»Während Anson im Haus herumsitzt, sich einen runterholt und am Computer zockt«, hatte ich gespöttelt.

»Anson legt ein Gap Year ein«, flötete January in dem süßlichen Ton, den sich ihre Mutter neuerdings für ihre Rolle als braves Hausmütterchen angeeignet hatte. »Er darf selbst entscheiden, was er mit seinem dummen, wertlosen Leben anfangen will. Und ich? Hab leider Pech gehabt.«

»Sie war also zu Hause und in der Schule unglücklich und ihre Beziehung war gerade in die Brüche gegangen«,

fasste Wilkerson die Situation nüchtern zusammen und riss mich damit in die Gegenwart zurück.

»Ja, schon, aber sie war deswegen nicht deprimiert oder so – so war's nicht.« Ich zuckte hilflos die Schultern. »Ich meine, sie kann wegen irgendwas wütend und traurig werden, und manchmal geht sie in die Luft, aber sie ist nicht selbstmordgefährdet oder so. Ich bin mir ziemlich sicher, dass mir das aufgefallen wäre.«

»Ziemlich sicher?«, wiederholte Detective Moses.

»Na ja«, wand ich mich erneut, »wie gesagt, wir haben uns irgendwie voneinander entfernt. In den letzten Wochen habe ich sie nicht viel gesehen.«

Dann überraschte mich die Polizistin mit der Information: »Sie hat ihren Eltern erzählt, dass sie fast das ganze Wochenende mit dir verbracht hat.«

»Was?«

»Ihre Eltern sagten, sie war ungefähr seit Juni regelmäßig vier bis fünf Abende pro Woche mit dir zusammen.«

Ich starrte sie vollkommen entgeistert an. January und ich hatten uns in den letzten zwanzig Tagen insgesamt höchstens an vier oder fünf Tagen gesehen, und das sagte ich den Polizisten. »Ich war fast das ganze Wochenende zu Hause.«

»Das stimmt«, bestätigte meine Mutter prompt. »Am Samstag hatte er einen Freund zu Besuch – Micah Feldman, er wohnt ein paar Straßen weiter –, und am Sonntag haben wir uns im Familienkreis das Footballspiel angesehen.«

In Ann Arbor war College-Football sehr populär, und

wenn es ein Spiel gab, sahen es sich meine Eltern garantiert an. Mir ist dieser Sport, wie gesagt, ziemlich egal, aber ich mag es, wie wir solche Tage zelebrieren. Dad grillt Burger, Mom stellt massenweise Snacks, Chips und Getränke auf den Sofatisch und wir stopfen uns den ganzen Tag lang voll. Auch wenn wir nur zu dritt sind, fühlt es sich an wie eine Party, und wenn unsere Mannschaft vorne liegt, werden meine Eltern so euphorisch, dass ich mir ein Bier mopsen kann. Bier mag ich noch weniger als Football, aber darum geht es nicht.

»Sie hat ihre Eltern also angelogen.«

»Anscheinend«, murmelte ich und fühlte mich wie ein Verräter. Egal, wie es zwischen uns stand, January war mir immer noch wichtig, und es gefiel mir nicht, sie zu hintergehen.

»Und du weißt nicht, wo sie gewesen sein könnte?«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie gesagt, ich habe seit Freitagabend nicht mehr mit ihr gesprochen.«

»Hatte sie Freunde, die ihre Eltern missbilligten?«, fragte Moses dann, und wieder zuckte ich die Schultern. Ehrlich gesagt war ich ziemlich sicher, dass Mr und Mrs Walker in gewisser Weise *alle* ihre Freunde missbilligten. »Fällt dir jemand ein, an den sie sich bei Problemen gewandt haben könnte, vielleicht auch jemand, der nicht von hier ist?«

»Halten Sie es für möglich, dass sie weggelaufen ist?« Meine Mutter wirkte geradezu erleichtert ob dieser Aussicht und ich konnte es ihr nicht verdenken – das war um einiges besser als die Alternativen.

»Offen gestanden ist das ziemlich wahrscheinlich«, bekräftigte Detective Moses. »In neun von zehn Fällen läuft es darauf hinaus. Wie es scheint, ist January mit den großen Veränderungen in ihrem Leben nicht sonderlich gut zurechtgekommen, und es wäre vorstellbar, dass sie einfach ausgerissen ist. Vielleicht taucht sie eine Weile unter, um ihren Eltern Angst zu machen und ihnen eine Lehre zu erteilen. So etwas ist vor ein paar Jahren hier in der Stadt passiert: Ein Junge etwa in Flynns Alter schnappte sich nach einem Streit mit seinen Eltern den Wagen und verschwand. Eine Woche später fand ihn die Polizei von East Lansing in einem Studentenwohnheim der Michigan State, wo er bei einem Freund auf dem Boden schlief.«

Eine verlockende Vorstellung, und außerdem naheliegend. January hatte ihr Leben in letzter Zeit gehasst und sie war impulsiv und wollte unbedingt raus aus Ann Arbor. *Erzähl mir von Kalifornien, ja?* War sie womöglich absichtlich verschwunden?

January war nicht dumm; sie hätte gewusst, dass sie ohne Führerschein, ohne Highschool-Abschluss und ohne Geld nicht weit kommen würde, aber ich konnte mir gut vorstellen, dass sie sich ein paar Tage lang irgendwo versteckte, um den Walkers einen Schrecken einzujagen. So eine Nummer würde ich ihr schon zutrauen. Als ihre Mom die Hochzeit plante, hatte January zufällig den Konditor an der Strippe gehabt und ohne den Hauch eines schlechten Gewissens die Torte abbestellt. Ihr war klar, dass sie die Zeremonie durch ihr Querschießen nicht verhindern würde, aber sie so richtig schön kaputt zu machen

war fast genauso gut, wie sie mit boshafter Befriedigung konstatiert hatte.

Tammy fand es erst heraus, als es beinahe zu spät war, und January bekam fast einen Monat Hausarrest aufgebracht – ganze drei Wochen lang wurde sogar jeden Abend das WLAN abgeschaltet, damit sie keinen Kontakt mit der Außenwelt aufnehmen konnte – aber die Wut auf ihre Mutter machte January immun gegen jegliche Schuldgefühle. Sie hatte dafür sorgen wollen, dass man ihren Widerstand gegen die Hochzeit zur Kenntnis nahm, und es war ihr gelungen.

Pflichtschuldig nannte ich Wilkerson und Moses alle Freunde von January, die als sicherer Hafen infrage kamen. Aber noch während ich die Liste herunterratterte, wusste ich, dass meine Informationen nichts bringen würden; Januarys Freunde an der Riverside waren auch meine Freunde, und wenn meine Freundin – beziehungsweise vielleicht meine Exfreundin – bei einem von ihnen wohnte, hätte ich es garantiert mitbekommen.

»Ich glaube nicht, dass sie sich mit irgendjemand an der Dumas richtig angefreundet hat«, schloss ich achselzuckend. January nannte die Dumas die »Dampfbacken-Akademie« und zog über die Schüler auf ähnliche Weise her.

»Diese Dampfbacken-Tussi gibt dieses Wochenende eine Geburtstagsparty«, hatte sie mir einmal erzählt, als wir auf Micahs und meinem Lieblingskattepark abhingen. »Ich habe keine Lust hinzugehen, aber sie hat mich gefragt, als Jonathan dabei war, und jetzt will er mich höchstpersönlich hinfahren.

Ihr Dad hat wahrscheinlich irgendwelche Connections oder so und Jonathan will sich seine Unterstützung sichern.« January verzog gehässig den Mund. »Nicht nur, dass er mir vorschreibt, auf welche Schule ich gehen muss, jetzt sucht er auch noch meine Freunde aus!«

»Keine Sorge«, sagte Wilkerson zu mir, als er die letzte Telefonnummer notiert hatte. »Wir fahren morgen rüber zur Dumas Academy und hören uns um; falls sie dort irgendwelche Freunde hatte, werden wir mit ihnen sprechen.« *Falls sie dort irgendwelche Freunde hatte.* Das hieß wohl, dass ihre Eltern nicht viel mehr wussten als ich. Wilkerson stand auf. »Danke für deine Zeit, Flynn.«

Meine Mom blinzelte überrascht. »Ist das alles?«

»Im Augenblick ja«, sagte Wilkerson, bemüht, nicht allzu vertrauensselig zu klingen. Ich sollte vermutlich nicht denken, dass sie mir alles abgekauft hatten, was ich ihnen erzählt hatte, falls es sich später als Lüge entpuppte. »Wenn uns noch etwas einfällt, setzen wir uns mit dir in Verbindung.« Die beiden Polizisten machten sich auf den Weg in den Flur, aber dann drehte sich Wilkerson noch einmal um und sah mir direkt in die Augen. »Eins noch, mein Junge. Wenn dir irgendwas einfällt, das du hinzufügen – oder ändern – möchtest, dann mach es lieber bald. Wir nehmen an, dass es deiner Freundin wahrscheinlich gut geht, aber ... Vorsicht ist besser als Nachsicht.«

Mit dieser ominösen Bemerkung gingen sie und knallten die Haustür hinter sich zu.

4

DIE FOLGENDEN STUNDEN verbrachte Mom damit, mir beim Fernsehen zuzusehen und mich zu fragen, ob alles in Ordnung sei. Als Dad nach Hause kam, erstattete Mom ihm haarklein Bericht darüber, was passiert war, woraufhin er mir ebenfalls zusah. Danach saßen wir ungefähr eine halbe Stunde lang in beklemmendem Schweigen am Abendbrottisch, während sie mich beim Essen beobachteten, um mich zwischendrin immer wieder zu fragen, »wie ich das alles verkrafte«. Anscheinend wollten sie mich nicht aus den Augen lassen, falls ich einen Nervenzusammenbruch oder so bekam und vor lauter Verzweiflung eine Handvoll Reißnägel schluckte. Unter dem Vorwand, dass bald eine Mathearbeit anstand, entschuldigte ich mich und flüchtete in mein Zimmer, um zu lernen. Zum ersten Mal war ich dankbar, Hausaufgaben zu haben.

Die Wahrheit war: Ich hatte keine Ahnung, wie ich mit Januarys Verschwinden umgehen sollte. Mir war klar, dass ich in gewisser Weise die Augen vor den von den Polizisten skizzierten Szenarien verschloss. Detective Moses hatte meiner Mom gesagt, statistisch gesehen sei es am wahr-

scheinlichsten, dass January davongelaufen war – und alles, was ich über sie wusste, stützte diese Theorie –, deshalb entschied ich im Unterbewusstsein, dass es sich so verhielt. Ich wollte nicht darüber nachdenken, dass ihr womöglich etwas Schlimmes zugestoßen war.

Ich wollte nicht wahrhaben, dass die Polizisten Begriffe wie »entführt« und »vielleicht getötet« absichtlich vermieden hatten, obwohl das die unvermeidlichen Theorien waren, wenn ein Mädchen im Teenageralter verschwand.

Als ich im Bett lag, klarte der Himmel auf und ein gleißend heller Viertelmond schien in mein Zimmer, warf graue Lichtrechtecke auf meine zerwühlte Decke und erinnerte mich an den Abend in der Scheune. Jedes Mal, wenn ich gerade eingedöst war, tauchte January wieder in meinem Kopf auf; ihr weißgoldenes Haar, das im Mondlicht schimmerte, die glänzenden Augen, tränennass, und ihre Miene, verzerrt von einem Kummer, der so lebendig war, dass er direkt unter ihrer Haut zu pulsieren schien. Der Traum wirkte so real, dass er mich wieder und wieder aus dem Schlaf riss.

January hatte schon immer einen Hang zum Drama gehabt, aber in jener Nacht war sie nicht wie sonst einfach nur emotional und theatralisch gewesen. Etwas lag ihr auf der Seele. Das hatte ich an ihrer ungewohnten Schweigsamkeit gemerkt, als sie mich über die Wiese zur Scheune führte, und an ihrer leicht verzagten Art, wie sie mich gebeten hatte, ihr von unseren Umzugsplänen nach Kalifornien zu erzählen, als wäre es eine Gutenachtgeschichte – und ihr verzweifelter Versuch, unsere gegenseitige Ent-



Caleb Roehrig

Niemand wird sie finden

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 416 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-17334-3

cbj

Erscheinungstermin: Mai 2017

Zwei können ein Geheimnis bewahren – wenn einer von beiden tot ist

Flynns Freundin January ist verschwunden. Die Polizei vermutet ein Verbrechen und stellt Fragen, die Flynn nicht beantworten kann. Alle Augen sind auf ihn gerichtet, schließlich war – ist – er ihr Freund und sie waren in der Nacht vor ihrem Verschwinden zusammen ...

Ein grausamer Mord scheint die naheliegende Erklärung zu sein. Doch die Aussagen von Mitschülern und Freunden zeichnen ein völlig fremdes Bild von dem Mädchen, das Flynn so gut zu kennen glaubte. Er muss herausfinden, was mit January geschehen ist, ohne dabei zu verraten, dass er ebenfalls ein Geheimnis hat. Vor seinen Eltern. Vor seinen Freunden. Und vor allem vor sich selbst ...

 [Der Titel im Katalog](#)